

## Deutsche Sprache, deutsche Sitten.

Die Sprachkonzeption von J.M.R. Lenz im Kontext der Sprachnormendebatte des 18. Jahrhunderts

Joachim Scharloth (Zürich)

Wenn von der Sprachkonzeption des Sturm und Drang die Rede ist, dann werden stereotyp Herder und Hamann als einflussreichste Theoretiker genannt. Jakob Michael Reinhold Lenz wird als deren Epigone charakterisiert, dessen sprachreflexive Überlegungen allerhöchstens „ein Echo auf die Meinungen Hamanns, Herders und Klopstocks“ gewesen seien. Lenzen sprachtheoretische Versuche hätten „keine fundierten neuen Einsichten zur Sprachdebatte“ beigetragen.<sup>1</sup> Dabei wird übersehen, dass Lenz besonders in seinem Aufsatz *Über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau, und den benachbarten Gegenden* zu der zu seiner Zeit aktuellen Debatte um die Norm des Hochdeutschen einen substanziellen Beitrag leistete, zu einem Bereich der Sprachreflexion also, zu dem Herder und Hamann nur sehr peripher Stellung nahmen.<sup>2</sup>

Die Debatte über die Frage, wie die Norm einer deutschen Standardsprache beschaffen sein sollte, trat in den 1770er Jahren in ihre entscheidende Phase. Das Erscheinen des ersten Bandes von Johann Christoph Adelungs *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart* (1774) gilt in der germanistischen Forschung als entscheidender Schritt hin zu einer einheitlichen schriftsprachlichen Norm des Neuhochdeutschen, die am Ende des 18. Jahrhunderts als erreicht gilt.<sup>3</sup> Normsetzungen wie die von Adelung provozieren Normkritik und so entzündete sich eine heftige Debatte unter Sprachkundlern über die Prinzipien der Standardisierung des Hochdeutschen, in die auch Lenz 1776 mit den zwei Abhandlungen *Über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau, und den benachbarten Gegenden* und *Über die Vorzüge der deutschen Sprache* in seiner Essaysammlung *Flüchtige Aufsätze* eingriff.

Ziel dieses Aufsatzes ist es zu zeigen, dass Lenz keine isolierte Position in dieser Debatte um die Norm des Hochdeutschen einnahm. Zwar entwickelte er sein Sprachnormenkonzept in kritischer Auseinandersetzung mit den wichtigsten Sprachkundlern der zweiten Hälfte des 18.

---

<sup>1</sup> Helga Stipa Madland: Lenzen Sprachwahrnehmung in Theorie und Praxis, in: Karin A. Wurst (Hrsg.): J. M. R. M. [sic!] Lenz als Alternative? Positionsanalysen zum 200. Todestag. Köln, Weimar, Wien 1992, S. 92-111, hier S. 96f. Vgl. auch J. F. Haussmann: Die Übereinstimmung von Hamann, Herder und Lenz in ihren Ansichten über die deutsche Sprache. In: *Euphorion* 14 (1907), S. 256-259.

<sup>2</sup> Umso erstaunlicher ist es, dass diese Texte in der Lenz-Forschung kaum eine Rolle spielen, obwohl die Sprache seiner Dramen häufig Gegenstand germanistischer Untersuchung war. Zur Sprachkonzeption in den Dramen von Lenz vgl. Helga Stipa Madland: Non-Aristotelian Drama in Eighteenth Century Germany and its Modernity: J. M. R. Lenz. Bern, Frankfurt am Main 1982, S. 216-238, Ford Briton Parkes: Epische Elemente in Jakob Michael Reinhold Lenzen Drama *Der Hofmeister*. Göppingen 1973, S. 108-162. Britta Titel: „Nachahmung der Natur“ als Prinzip dramatischer Gestaltung bei Jakob Michael Reinhold Lenz. Phil. Diss. Frankfurt am Main 1962, S. 176-209 und Thomas Wirtz: „Halt's Maul“. Anmerkungen zur Sprachlosigkeit bei J. M. R. Lenz, in: *Der Deutschunterricht* 41 (1989), Heft 6, S. 88-107. Zur Sprachkonzeption des Sturm und Drang allgemein vgl. Erik Blackall: The Emergence of German as a Literary Language 1700-1775. Cambridge 1959. Allan G. Blunden: Lenz, Language and *Love's Labour's Lost*. In: *Colloquia Germanica* 1974, S. 255-257. Allan G. Blunden: Language and Politics: the Patriotic Endeavours of J. M. R. Lenz. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 49 (1975), Sonderheft 18. *Jahrhundert*, S. 168-189. Norman R. Diffey: Language and Liberation in Lenz, in: Alan C. Leidner, Helga S. Madland (Hrsg.): *Space to Act: The Theatre of J. M. R. Lenz*. Columbia 1994, S. 1-9.

<sup>3</sup> Vgl. Dieter Neriuss: Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm der Literatursprache im 18. Jahrhundert. Halle 1967, S. 34ff. und die Zusammenstellung ähnlicher Positionen S. 77f., sowie Helmut Henne: Innere Mehrsprachigkeit im 18. Jahrhundert. Argumente für eine pragmatische Sprachgeschichte, in: Dieter Kimpel (Hrsg.): *Mehrsprachigkeit in der deutschen Aufklärung*. Hamburg, S. 14-27, hier S. 23 (= Studien zum achtzehnten Jahrhundert 5) und Ludwig Eichinger: Von der Heldensprache zur Bürgersprache. Wandel der Sprechweisen über Sprache im 18. Jahrhundert, in: *Wirkendes Wort* XX (1990), S. 74-94, hier S. 75ff.

Jahrhunderts. Dennoch orientierten sich seine Reflexionen über die Beschaffenheit der Norm des Hochdeutschen an Positionen, die von heute weniger prominenten Sprachkundlern vertreten wurden. Mit ihnen teilte er aber nicht nur die sprachphilosophischen Grundlagen, sondern auch die sittlichen Intentionen, die mit der Normierung des Hochdeutschen verwirklicht werden sollten. Die Einordnung des Lenz'schen Sprachnormenkonzeptes in die Debatte um die Norm des Hochdeutschen kann daher einen Beitrag zum Verständnis der kulturkritischen Dimension der literatursprachlichen Reformbemühungen des Sturm und Drang leisten.

Der Aufsatz gliedert sich in fünf Kapitel. Zunächst soll die dominante Position im Sprachnormendiskurs präsentiert werden, ehe das Lenz'sche Sprachnormenkonzept ausführlich dargestellt wird. Im Anschluss wird zu zeigen sein, dass Lenz seine Vorstellung von einer Norm des Hochdeutschen auf der Grundlage eines sprachreflexiven Gegendiskurses entwickelte, dessen Positionen besonders von süddeutschen Sprachkundlern ausgearbeitet worden waren. Endlich soll der Frage nachgegangen werden, welche gesellschaftlichen Ziele mit den jeweiligen Konzeptionen zur Normierung des Hochdeutschen verfolgt wurden. In einem letzten Kapitel wird schließlich zu diskutieren sein, inwiefern diese Auffassung der Lenz'schen Standardsprachenkonzeption ein neues Licht auf die Deutung des Sprachgebrauchs in den Texten der Autoren des Sturm und Drang wirft.

## **1. Die Sprachnormendebatte in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts:<sup>4</sup> Gottsched und Adelung**

In den 1770er Jahren, in denen Lenz sein Sprachnormenkonzept entwickelte, dominierten zwei Leipziger Sprachkundler die Debatte um die Norm des Hochdeutschen: Johann Christoph Gottsched und Johann Christoph Adelung. Gottsched war 1766 verstorben, sein sprachkundliches Werk wirkte aber wie sein poetologisches weiter. Zwar wurden seine Schriften von der intellektuellen Elite überaus kritisch bewertet und kaum noch systematisch rezipiert, dennoch muss von einer anhaltenden Breitenwirkung seiner Schriften in den späten 1760er und 1770er Jahren ausgegangen werden. Seine *Vollständige und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst* ging 1776 in die sechste Auflage und wurde noch im selben Jahr in Wien nachgedruckt und sein kurzgefasster *Kern der deutschen Sprachkunst* erlebte 1777 seine achte Auflage und wurde 1778 ebenfalls in Wien nachgedruckt.

Gottsched sah seine Aufgabe in der Normsetzung und Normformulierung. In der Einleitung seiner *Vollständigeren und Neuerläuterten deutschen Sprachkunst* (5. Auflage, 1762) erklärt er es zur ersten Aufgabe der Sprachkunde, Anleitungen und Regeln zu geben, „wie man die Sprache eines gewissen Volkes, nach der besten Mundart desselben, und nach der Einstimmung seiner besten Schriftsteller, richtig und zierlich, sowohl reden, als schreiben solle.“<sup>5</sup> In diesem Satz werden viele grundlegende Fragen berührt, die von der Sprachkunde im 18. Jahrhundert kontrovers diskutiert wurden: Welche ist die beste Mundart eines Volkes

---

<sup>4</sup> Für eine knappe Gesamtübersicht über die Sprachnormendebatte der 1770er Jahre vgl. Joachim Scharloth: Der Deutschfranzose. Zu den mentalitätsgeschichtlichen Bedingungen der Sprachnormierungsdebatte zwischen 1766 und 1785, in: Jannis Androustopoulos, Evelyn Ziegler (Hrsg.): „Standardfragen“. Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Festgabe zum 60. Geburtstag von Klaus Jochem Mattheier. Frankfurt am Main u. a. 2003, S. 27-49. (= Variolingua 15) Ausführlich orientiert Joachim Scharloth: Sprachnormen und Mentalitäten. Sprachbewusstseinsgeschichte in Deutschland im Zeitraum von 1766 bis 1785. Tübingen 2005. (= RGL 255)

<sup>5</sup> Johann Christoph Gottsched: *Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst*. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasst, und bey dieser fünften Auflage merklich verbessert von Johann Christoph Gottscheden. Leipzig 1762, S. 1.

und muss daher als Leitvarietät bei der Formulierung der hochsprachlichen Norm gelten? Welche Varietät innerhalb des Dialekts kann als vorbildlich gelten und welche Rolle spielen die Schriftsteller bei der Findung der Norm? Was ist in einer Sprache das „Richtige“ und wie ist zu verfahren, wenn das Richtige dem Sprachgebrauch widerspricht?

Wenden wir uns zunächst der Frage zu, welche der Mundarten eines Volkes nach Gottscheds Ansicht als die beste angesehen werden muss. Der Leipziger Sprachkundler kommt zu dem Ergebnis, es sei „insgemein diejenige, die an dem Hofe, oder in der Hauptstadt eines Landes gesprochen wird.“ Angesichts der Zersplitterung des deutschen Sprachraums in viele kleinere und kleinste Staaten sei diese Bestimmung für deutsche Sprachkundler freilich nur von geringem Nutzen. Gottsched formuliert daher eine weitere allgemeine Regel zur Findung der besten Mundart: „Hat aber ein Volk mehr als einen Hof, wie z. E. Wälschland, oder Deutschland: so ist die Sprache des größten Hofes, der in der Mitte des Landes liegt, für die beste Mundart zu halten.“<sup>6</sup> Zwar lässt Gottsched an dieser Stelle noch offen, welchem Hof und damit welchem Dialekt des Deutschen die Vorrangstellung gebühre, doch wird an anderer Stelle deutlich, dass er Sachsen für den kultiviertesten Teilstaat hält und damit den obersächsischen Dialekt, wie er in Meißen gesprochen wurde, mit dem „wahren Hochdeutschen“ gleichsetzt. Im II. Hauptstück erklärt er: „Ganz Deutschland ist schon längst stillschweigend darüber eins geworden. Ganz Ober- und Niederdeutschland hat bereits den Ausspruch gethan; daß das mittelländische, oder obersächsische Deutsch, die beste hochdeutsche Mundart sey: indem es dasselbe überall [...] auch im Schreiben nachzuahmen und zu erreichen suchet.“<sup>7</sup>

Freilich ist es nicht die Sprache des Pöbels in der betreffenden Residenz, sondern die der „Vornehmern und Hofleute“, die Gottsched zur Leitvarietät erhebt. Diese Sprache ist daher auch kein reiner Dialekt, sondern eine „eklektische, oder ausgesuchte und auserlesene Art zu reden, die in keiner Provinz völlig im Schwange geht“, weswegen sie auch „die Mundart der Gelehrten, oder auch wohl der Höfe“ genannt werden könne.<sup>8</sup> Gottscheds Grammatik liegt demnach die Vorstellung zu Grunde, dass das Hochdeutsche eine vom Hof und den Gelehrten kultivierte Sprache auf der Basis des Obersächsischen ist.

Mit der Entscheidung Gottscheds für den obersächsischen Dialekt ist ein Urteil gefällt, das in der Sprachnormendebatte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts heftig umstritten war. Einer seiner konsequentesten Befürworter war Johann Christoph Adelung. Auch er erhob in seinen zahlreichen sprachkundlichen und kulturgeschichtlichen Arbeiten das Obersächsische zur Leitvarietät.<sup>9</sup> Dabei bedurfte es in seinen Augen gar nicht mehr einer Propagierung des Meißnischen Deutsch. Vielmehr sei Obersächsisch „seit der Reformation [...] die gelehrte Mundart von ganz Deutschland geworden, weil fast alle wohlgesittete Leute sich derselben bedienen.“<sup>10</sup> Für Adelung ist der obersächsische Dialekt demnach faktisch bereits

---

<sup>6</sup> Ebd., S. 3.

<sup>7</sup> Ebd., S. 69. Ebenso deutlich erklärt er sich im Artikel *Dialekt* in seinem 1760 erschienenen *Handlexicon oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste*, in der er das Obersächsische den Leitvarietäten in Italien und Frankreich an die Seite stellt. „In Deutschland, Wälschland und Frankreich giebt es auch zwar in der Aussprache so viele Mundarten, als es Landschaften giebt: allein im Schreiben hat man bey uns allein die obersächsische, oder wahre hochdeutsche, in Wälschland die toscanische, und in Frankreich die parisische empor kommen lassen.“ (Johann Christoph Gottsched: *Handlexicon oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freyen Künste*. Reprographischer Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1760, Hildesheim u.a. 1970, Sp. 528.)

<sup>8</sup> Gottsched: *Sprachkunst*, S. 3.

<sup>9</sup> Weil sich dieser Aufsatz mit der sprachkundlichen Debatte vor 1776, jenem Jahr also, in dem Lenz seine das Hochdeutsche betreffenden Aufsätze publizierte, werden lediglich jene Texte von Adelung herangezogen, die in diesem Zeitraum liegen. Im Einzelnen sind das die 1771 erschienene *Unterweisung in den vornehmsten Künsten und Wissenschaften zum Nutzen der niedern Schulen* und die 1774 erschienene Vorrede im *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart*.

<sup>10</sup> Johann Christoph Adelung: *Unterweisung in den vornehmsten Künsten und Wissenschaften zum Nutzen der niedern Schulen*. Mit Kupfern. Frankfurt am Main und Leipzig 1771, S. 66f.

Hochsprache, weshalb sich seine Schriften auch häufig lediglich um eine nachträgliche Legitimierung dieser Tatsache bemühen oder sich damit begnügen, jenen kulturgeschichtlichen Prozess zu rekonstruieren, der zum vermeintlichen Status quo führte. Grundsätzlich unterscheidet Adelung zwei „Hauptmundarten“ des Deutschen: Das Oberdeutsche, das im Süden des deutschen Sprachraums gesprochen werde, und das Niederdeutsche, dessen Sprecher im Norden Deutschlands lebten. „Jede dieser Mundarten begreift wiederum eine Menge anderer Mundarten unter sich, welche mehr oder weniger von einander abgehen, aber doch zusammen genommen ein Ganzes machen, welches sich mit der andern Hauptmundart nicht leicht wird verwechseln lassen.“<sup>11</sup> Diese Hauptmundarten hätten keinen gemeinsamen Ursprung auf deutschem Boden gehabt, sondern seien im Zuge von Wanderungsbewegungen durch zwei unterschiedliche osteuropäische oder asiatische Völker in den heutigen deutschen Sprachraum gelangt.<sup>12</sup> Das Obersächsische nun kann keinem der beiden Hauptdialekte des Deutschen eindeutig zugeordnet werden. Es stamme ursprünglich vom Fränkischen ab, einem Dialekt, der zwar mit der oberdeutschen Mundart genetisch verwandt sei, sich aber mit der niederdeutschen Mundart vermischt habe. Für Adelung steht das Obersächsische typologisch betrachtet also zwischen dem Oberdeutschen und dem Niederdeutschen. Es halte zudem „die Mittelstraße zwischen dem weitschweifigen Schwulste und rauhem Wortgepränge des Oberdeutschen und zwischen der schlüpfrigen Weichlichkeit und einförmigen unperiodischen Kürze des Niedersachsen“<sup>13</sup> und eigne sich schon deswegen zur in ganz Deutschland anerkannten Hochsprache.

Bedeutender jedoch als dieses, die spezifische Qualität der Sprache betreffende Argument ist für Adelung die sprach- und kulturhistorische Begründung der einzigartigen Stellung, die dem Obersächsischen im Kreise der deutschen Dialekte zukommt. Allgemein habe es in Deutschland stets eine dominante Mundart gegeben, je nach dem, aus welcher Provinz der Kaiser stammte oder in welcher Künste und Wissenschaften eine besondere Blüte erlebt hätten. Bis zu den Zeiten der Reformation sei dies die oberdeutsche Mundart gewesen, weil die meisten Kaiser und mit ihnen die meisten Höflinge Oberdeutsche gewesen seien und Wissenschaft und Künste auch in den südlichen Provinzen ihre erste Blüte erlebt hätten.<sup>14</sup> Jenen kulturgeschichtlichen Prozess, an dessen Ende Sachsens kulturelle und sprachliche Überlegenheit steht, lässt Adelung mit der Reformation beginnen. Weil Luther und seine Schüler in Obersachsen ihre Heimat fanden und „sich nach und nach die dortige Mundart eigen machten, ihre Schriften in derselben ausfertigten, und dadurch Gelegenheit gaben, daß auch alle ihre zahlreichen Zuhörer, die aus allen Provinzen Deutschlands nach Obersachsen eilten, sich diese Mundart angewöhneten, so ward solche nach und nach die herrschende Sprache der Gottesgelehrten.“ Mit der Reformation sieht Adelung zugleich eine Epoche des Fortschritts der Künste und Wissenschaften anbrechen. Obersachsen sei als das Zentrum der geistlichen Erneuerung auch der „Sitz der übrigen Gelehrsamkeit“ geworden. Die oberdeutsche Mundart wurde „nach und nach die Hochsprache der Gelehrsamkeit genannt [...], welches sie auch bisher geblieben ist, ob sie gleich in diesem Zeitraume allerley Veränderungen erfahren hat“<sup>15</sup>.

Mit dieser für das 18. Jahrhundert so charakteristischen Verschränkung von sprach- und kulturgeschichtlichen Argumenten legitimiert Adelung die sprachliche Hegemonie Obersachsens über die anderen Provinzen Deutschlands. Wie bei Gottsched ist es freilich nicht das gesamte Volk Obersachsens, dessen Sprache ganz Deutschland zum Muster dienen

---

<sup>11</sup> Johann Christoph Adelung: Vorrede. In: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Erster Theil. Leipzig 1774, S. I-XVI, hier S. VI.

<sup>12</sup> Vgl. ebd., S. VII.

<sup>13</sup> Ebd., S. X.

<sup>14</sup> Vgl. ebd., S. VIII.

<sup>15</sup> Ebd., S. XIII.

kann, sondern die Sprache der Schriftsteller<sup>16</sup> und der kultiviertesten Schicht, der „oberen Classen“. Die „niedrige“ Sprechart findet nur insoweit Eingang in Adelungs *Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, als sie auf der Schaubühne Verwendung findet, die „ganz pöbelhafte“ bleibt gänzlich unberücksichtigt.<sup>17</sup>

Hochdeutsch ist demnach für Adelung identisch mit dem obersächsischen Dialekt, wie er von den Schriftstellern und den Angehörigen der oberen Schichten in Sachsen gesprochen und geschrieben wird. Zwei Gründe legitimieren diese Position: Die obersächsische Mundart eignet sich deshalb zur Standardsprache für ganz Deutschland, weil sie typologisch betrachtet „eine Vermischung der ober- und niederdeutschen“<sup>18</sup> ist und deshalb von Sprechern beider Hauptdialekte leicht verstanden und erlernt werden kann. Sie ist zudem im Laufe eines kulturgeschichtlichen Prozesses, in dem Sachsen sich zum kulturellen und intellektuellen Zentrum entwickelte, zur in ganz Deutschland verwendeten und von allen Gelehrten anerkannten Schriftsprache geworden.

Gottscheds und Adelungs Sprachnormenkonzept dominierte in den 1770er Jahren den Sprachnormendiskurs. Alternative Standardsprachenkonzepte wurden stets in der Auseinandersetzung mit den Positionen sächsischer Sprachkundler entwickelt, auch das Sprachnormenkonzept von Lenz.

## 2. Das Sprachnormenkonzept von J.M.R. Lenz

Anlass zur Formulierung seines Sprachdenkens gab Lenz die Straßburger *Sozietät*, jene Tischgesellschaft junger, patriotisch gesinnter und literarisch interessierter Männer, die in regelmäßigen Abständen im Haus des Actuars Salzmann zusammenkam.<sup>19</sup> Lenz betrieb im Jahr 1775 offenbar deren Umwandlung in eine *Deutsche Gesellschaft*. Bei ihrer Gründungssitzung als *Straßburger Deutsche Gesellschaft* hielt Lenz am 2. November 1775 in seiner Funktion als Sekretär eine programmatische Rede. Deren überarbeitete schriftliche Fassung wurde unter dem Titel *Über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau, und den benachbarten Gegenden. In einer Gesellschaft gelehrter Freunde vorgelesen* in die *Flüchtigen Aufsätze* aufgenommen.<sup>20</sup> Eine Woche später hielt Lenz einen weiteren Vortrag anlässlich der endgültigen Konstituierung der Gesellschaft, der unter dem Titel *Über die Vorzüge der deutschen Sprache* ebenfalls Eingang in die *Flüchtigen Aufsätze* fand.<sup>21</sup>

Besonders in dem zuerst genannten Aufsatz entwickelt Lenz sein Sprachnormenkonzept in bewusster Auseinandersetzung mit den Befürwortern einer obersächsischen Leitvarietät. Als wie dominant und hegemonial die Position Gottscheds und Adelungs von Lenz empfunden wurde, wird schon an der Formulierung deutlich, mit der er die Darstellung seines eigenen

---

<sup>16</sup> Mit *Schriftsteller* wurden im 18. Jahrhundert nicht nur die Verfasser schöngestiger Werke bezeichnet, sondern Publizisten im allgemeinen.

<sup>17</sup> Ebd., S. XIV.

<sup>18</sup> Ebd., S. XIV.

<sup>19</sup> Zum Umfeld der Entstehung des Lenz'schen Sprachnormendenkens vgl. die detailreiche Darstellung in Stefan Pautler: Jakob Michael Reinhold Lenz. Pietistische Weltdeutung und bürgerliche Sozialreform im Sturm und Drang. Gütersloh 1999, S. 178ff. Kürzer orientiert Hans-Gerd Winter: J. M. R. Lenz. Stuttgart 1987, S. 41f. (= SM 233)

<sup>20</sup> Vgl. LF 10, S. 55-69. Hier wird zudem die ursprüngliche Fassung der Handschrift berücksichtigt, in der Lenz weitaus deutlichere Worte findet. Zu den Lesarten vgl. WuBr 2, S. 939-942. Dass die Überlegungen dieses Aufsatzes im 18. Jahrhundert dennoch große Aufmerksamkeit erregten, belegen dessen ausführliche Zitation in Leonhard Meister: *Beiträge zur Geschichte der teutschen Sprache und National-Litteratur*. 2 Theile. Heydelberg 1780, hier Theil II, S. 43ff. und Johann Friderich Miege: *Über das Studium der Sprache, besonders der Muttersprache*. Abhandlungen in der Kurpfälzischen teutschen Gesellschaft in denen Jahren 1779-1781 vorgelesen von ihrem Mitglied Johann Friderich Miege. Frankfurt am Main 1782, S. 149ff.

<sup>21</sup> Vgl. LF 10, S. 70-79.

Sprachnormenkonzeptes beginnt: „Ich nenne Hochdeutsch nicht das in gewissen Kreisen Deutschlands durch berühmte Schriftsteller in Gang gebrachte Deutsch, nach dessen Analogie zwar die andern Kreise und Provinzen ihre Landessprache bilden könnten, das aber bey weitem noch nicht der *allgemein angenommene Münzfuß* für alle Wörter und Redensarten in den übrigen Gegenden Deutschlands ist, noch sein darf.“<sup>22</sup> Am Beginn steht also die Zurückweisung der Hochdeutschideologie Adelungs und Gottscheds, die zwar nicht explizit genannt werden, auf die aber dem Leser der 1770er Jahre erkennbar angespielt wird. Noch deutlicher wird die Abgrenzung von den sächsischen Grammatikern in der Formulierung des Redemanuskriptes, wo es heißt:

Ich nenne Hochdeutsch nicht das elende Obersächsische oder Märkische Deutsch, das nur durch Conventionen gewisser beliebter Schriftsteller in diesen Provinzen entstanden und in Gang gebracht worden, die sodann sich angemaßt der ganzen an Aufklärung und Verfeinerung Ansprüche machenden deutschen Welt für ihren Ausdruck Gesetze zu geben. Diese ohnmächtigen Despoten oder Diktatoren sind bisher noch nicht überstimmt worden, weil man in andern Provinzen Deutschlands entweder zu schüchtern und sich selbst erniedrigend oder zu bequem war, mit so berühmten Leuten sich abzuwerfen.<sup>23</sup>

Für Lenz waren die Würfel in der Hochdeutschfrage als noch nicht gefallen. Zwar räumt er ein, dass weite Teile Deutschlands sich am Sprachgebrauch der meißnischen Schriftsteller orientierten und den Regeln der sächsischen Grammatikographen folgten; anders als Adelung glaubte er aber, dass sich der Sprachgebrauch nicht so weit gefestigt habe, dass seine Änderung nicht mehr möglich wäre. Im Gegenteil war Hochdeutsch in seinen Augen erst noch in einem Prozess der ‚Bearbeitung‘ zu schaffen. Unter der Bezeichnung ‚Bearbeitung‘, die Lenz im Titel seines Aufsatzes führt, verstand man im 18. Jahrhundert einen Prozess der Kultivierung, Verfeinerung und Ausbildung, einen steuernden, gerichteten Eingriff in das Gefüge der Sprache zum Zweck ihrer Verbesserung. Normierung und Standardisierung waren anders als heute gleichbedeutend mit Sprachausbau und sprachlicher Kultivierung. Am Beginn seiner Revision konstatiert Lenz dann auch die Armut des Deutschen und die Notwendigkeit seiner Bearbeitung. Diese ergebe sich daraus, dass die deutsche Sprache das nötige Maß an Einheitlichkeit noch nicht erreicht habe und es ihm zugleich am nötigen Reichtum fehle, um den kommunikativen Bedürfnissen seiner Sprecher gerecht zu werden. „Unsere Sprache ist noch zur Zeit in den mehresten Kreisen Deutschlands (ich nehme hier nur den Ober- und Niedersächsischen aus) *sehr arm*“. In anderer Perspektive ist diese vermeintliche Armut jedoch ein großer Reichtum, denn die deutsche Sprache sei zwar „wenig bearbeitet“, habe dafür aber „übermäßigen Vorrath.“<sup>24</sup> Die gegenwärtige Armut des Hochdeutschen beinhaltet demnach zugleich die Chance zu absichtsvoller Gestaltung und eröffnet ein vielfältiges Betätigungsfeld für sprachkundliche Aktivitäten. Der vollmundigen Polemik gegen die meißnischen Grammatikographen lässt Lenz dann allerdings nur wenige substanzielle Vorschläge folgen, wie ein künftiges Hochdeutsch beschaffen sein könnte. Der einzige, freilich gewichtige Vorschlag besteht in der Empfehlung, „ehemals *übliche*, oder vielleicht noch unter einer gewissen Klasse von Leuten gebräuchliche Redensarten zu der Summe unsers gesammten Hochdeutsch“ zu schlagen.<sup>25</sup> Lenz möchte also die Spracharmut durch die Aufnahme anachronistischen und archaischen Sprachgutes verringern und schlägt vor, „in die Häuser unserer sogenannten gemeinen Leute“ zu gehen, „auf ihr Interesse, ihre Leidenschaften“ zu achten und dort zu lernen „wie sich die Natur bey gewissen erheischenden Anlässen ausdrückt, die weder in der Grammatik noch im Wörterbuch

---

<sup>22</sup> LF 10, S. 59.

<sup>23</sup> WuBr 2, S. 941.

<sup>24</sup> LF 10, S. 57.

<sup>25</sup> Ebd., S. 59.

stehen“.<sup>26</sup> Waren bei Adelung und Gottsched ausschließlich die höheren Klassen und Schriftsteller die Träger des Hochdeutschen, so haben für Lenz prinzipiell alle Bevölkerungsschichten die Möglichkeit, bei dessen Ausbildung mitzuwirken. Was Adelung als pöbelhaft und nieder galt und nur insofern in das *Vollständige grammatisch-kritische Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* aufgenommen werden durfte, als es auf der Schaubühne in Komödien Verwendung fand, repräsentiert für Lenz ältere Sprachstufen und bildet das eigentliche Reservoir für die Ausbildung und Kultivierung des Hochdeutschen. Die anderen Vorschläge, die Lenz in seinem Aufsatz macht, betreffen weniger die künftige Gestalt des Hochdeutschen als vielmehr die Praxis seiner Normierung. Um sich nicht selbst dem Vorwurf des Despotismus auszusetzen, schlägt Lenz ein Verfahren der Normsetzung vor, das er der Klopstock'schen *Gelehrtenrepublik* (1774) entlehnt. Zur Schaffung einer Standardsprache gehöre das „*Zusammentreten mehrerer Gesellschaften*, deren Mitglieder aus den *verschiedensten Ständen ausgewählt seyn müssen*, um eine *verständliche Sprache für alle* hervorzubringen.“<sup>27</sup> Lenz betont auch hier die Notwendigkeit der Beteiligung aller sozialer Gruppen an der Findung einer Norm des Hochdeutschen, deren Partizipation durch die Gründung von Sprachgesellschaften ermöglicht werden soll.<sup>28</sup> Diese Sprachgesellschaften sollen jenes sprachliche Material bereitstellen, aus dem eine elitäre Gruppe von Gelehrten das Hochdeutsche schaffen soll, denn die „Schönheit und Bildung dieser Sprache“ will Lenz „den Einsichts- und Geschmackvollsten Mitgliedern dieser Gesellschaften“ überlassen.<sup>29</sup> Diese Gelehrten müssten sich durch „eine weitausgebreitete und verdaute Belesenheit, sowohl in den alten als neuen Schriften *unserer Gelehrten* aller Gattungen, als der Schriftsteller des Alterthums und unserer Nachbarn“ vor den anderen Mitgliedern auszeichnen. Die Schaffung einer einheitlichen standardsprachlichen Norm Deutschen ist damit ein Projekt, das von Gelehrten in allen Provinzen Deutschlands gleichzeitig betrieben werden soll und deren Abstimmung unter einander bedarf, „widrigenfalls sie wie die Werkmeister am Thurm zu Babel nie dürften verstanden werden.“<sup>30</sup> In folgender langer Periode fasst Lenz seine Vorschläge zur Normierung des Hochdeutschen zusammen:

Wenn also diejenigen Provinzen Deutschlands, in denen sich noch die meisten Überreste der Gothischen Sprache und Denkart erhalten haben, mit denen *zusammen träten*, die von unsern Nachbarn schon das Gepräge angenommen, wenn jede berühmte Stadt Deutschlands Beyträge zu einem Idiotikon gäbe, das mehr auf die urältesten Wörter und deren Bedeutungen als auf die heutigüblichen sähe, und sodann auf einem Klopstockischen Landtage der ältesten und einsichtsvollsten Gelehrten jedes Orts auf ein Vereinigungsmittel, auf einen nicht einseitigen despotischen, sondern *Republikanischen Sprachgebrauch* gedacht würde - unsere Sprache wie ein Baum der seine Wurzeln im ganzen Vaterlande ausgebreitet hat, und von allen Orten her gleichmäßigen Zufluß der Säfte empfängt, würde von den Winden der Mode und des Leichtsinns nichts zu befürchten haben.<sup>31</sup>

Lenz strebte demnach eine umfassende Revision des gängigen Hochdeutschkonzeptes der obersächsischen Sprachkundler an. Nicht nur der Dialekt einer einzigen Provinz sollte als Leitvarietät dienen, Hochdeutsch sollte vielmehr aus dem Sprachgut aller Mundarten zusammengesetzt sein. Nicht der Sprachgebrauch einer elitären Oberschicht oder der Gelehrten und Schriftsteller sollte als Muster für ganz Deutschland gelten, sondern alle Stände sollten am Prozess der Normfindung teilhaben. Zudem sollten besonders ältere und

---

<sup>26</sup> Ebd., S. 66.

<sup>27</sup> Ebd., S. 59.

<sup>28</sup> Um eine solche Gesellschaft, so kann man vermuten, handelte es sich in den Augen von Lenz bei der *Straßburger Deutschen Gesellschaft*.

<sup>29</sup> LF 10, S. 59f.

<sup>30</sup> Ebd., S. 60.

<sup>31</sup> Ebd., S. 64.

älteste Wörter zum Sprachausbau herangezogen werden. Insgesamt glaubte Lenz damit ein „republikanisches“ Verfahren gefunden zu haben, das er dem Despotismus der meißnischen Grammatikographen gegenüber stellen konnte.

Doch woher kam die Feindschaft gegen das Obersächsische und die meißnischen Sprachkundler? Aus welchen Beweggründen forderte Lenz die Berücksichtigung älterer Sprachstufen? Warum hielt er auch die Beteiligung der unteren Schichten an der Normfindung für notwendig? Diese Fragen lassen sich nur beantworten, wenn man das Sprachdenken von J.M.R. Lenz im Kontext des sprachkundlichen Gegendiskurses der 1770er Jahre betrachtet.

### 3. Lenz und die schwäbischen Sprachkundler

Die stärkste Opposition gegen die obersächsischen Grammatiker und Lexikographen formierte sich in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts in Schwaben. Dort entfalteten die Sprachkundler Friedrich Karl Fulda und Johannes Nast sowie die vielseitigen Dichter und Schriftsteller Gottlieb David Hartmann und Christian Friedrich Daniel Schubart eine umfangreiche publizistische Tätigkeit, um die Rechte ihres Dialekts in der Sprachnormendebatte geltend zu machen. Sie alle operierten mit einem Konzept von Sprache, das der Normierung des Hochdeutschen eine kulturelle und sittliche Dimension verlieh. Dieses Sprachkonzept, das auf einer Theorie der Wurzelwörter fußt, muss im Folgenden zunächst referiert werden, ehe geklärt werden kann, aus welchen Gründen Fulda, Nast und Hartmann das Obersächsische als Leitvarietät so vehement ablehnten.

#### 3.1. *Die Theorie der Wurzelwörter*

Der Vater der Wurzeltheorie, wie sie in den 1770er Jahren in der Sprachnormendebatte wirksam wurde, ist Friedrich Karl Fulda, der damals Pfarrer in Mühlhausen war. Er veröffentlichte seine Thesen erstmals 1773 in seiner Preisschrift „Über die beiden Hauptdialecte der teutschen Sprache“, die im ersten Band von Adelungs *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart* (1774) wieder abgedruckt wurde. Weil diese aber den meisten Lesern wegen ihrer dunklen und gedrängten Darstellungsweise weitestgehend unverständlich blieb, sah er sich gezwungen, seine Gedanken in verschiedenen kleineren Aufsätzen zu erläutern. Schließlich publizierte er 1776 die ausführliche „Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe, zum Erweis der Tabelle, die der Preisschrift über die zween Hauptdialekte der deutschen Sprache angefügt worden ist, von dem Verfasser derselben.“ Mit ihrer Publikation löste Fulda das der Öffentlichkeit längst gegebene Versprechen ein, eine ausführliche und deutliche Darstellung seiner Theorie zu liefern.<sup>32</sup>

In der Theorie der Wurzelwörter überlagern sich systematische und sprachhistorische Aspekte. Zum einen ist sie eine Theorie des Sprachursprungs und liefert eine Geschichte der deutschen Sprache, zum anderen zergliedert sie das Deutsche und die mit ihm verwandten germanischen Sprachen in ihre vermeintlich kleinsten Bestandteile, um aus diesen die „natürliche grammatische Ordnung“ der jeweiligen Sprache rekonstruieren zu können. Die sprachhistorische Perspektive ist insofern dominant, als Fulda glaubt, dass die

---

<sup>32</sup> Die rezeptionsfeindliche Darstellungsweise Fuldas verleitete Hartmann dazu, sich zu dessen Exegeten aufzuschwingen. In mehreren Aufsätzen in den „Litterarischen Briefen an das Publikum“ stellt er Fuldas Theorie der Wurzelwörter ausführlich und verständlicher als der Mühlhausener Pfarrer dar. Auch sie werden in dieser Darstellung berücksichtigt.



grammatikalische und lexikalische Funktion jener kleinsten sprachlichen Einheiten sich nur aus ihrer Geschichte erklären lässt. Dieser Dominanz der historischen Perspektive trägt die folgende Darstellung Rechnung.

Fulda konstruierte sein Wurzelsystem auf der Basis eines umfangreichen Vergleichs der germanischen Sprachen auf allen ihm zugänglichen Sprachstufen. Als grundlegendste Gemeinsamkeit konstatierte er die Existenz bestimmter „Urlaute“ in allen untersuchten Sprachen. Auch wenn es sich, wie Herder bereits in seiner Abhandlung über den Sprachursprung festgestellt hatte, bei den Urlauten um „thierische oder *animalische Schälle*“<sup>33</sup> handelte, so bilden sie doch das Fundament der menschlichen Sprache. Aus der prinzipiell gleichen Beschaffenheit der menschlichen Sprachwerkzeuge glaubt Fulda schließen zu dürfen, dass diese Laute bei allen Menschen auf der niedrigsten Stufe der Kultur gleich waren. Doch damit nicht genug: Diese von der Natur des Menschen determinierten Laute sind nicht arbiträr, sondern haben eine ebenso natürliche Bedeutung. Wie die Urlaute zu diesen Bedeutungen kamen, darüber schweigt Fulda. Aus verschiedenen Bemerkungen kann man jedoch schließen, dass sie einerseits als Abbild natürlicher Klänge wahrgenommen wurden und dass andererseits ihr Artikulationsort als Zeichen für den bezeichneten Gegenstand aufgefasst wurde. Am Beispiel des Urlautes [k] kann dies verdeutlicht werden, zu dem Fulda erklärt: „K ist der hohle Laut der Kehle und des Gaumens. Und [...] fast alle teutsche Wörter, welche diesen Laut an der Stirne haben, bedeuten theils das Loch des Mundes, und das Kauen, samt dem Schalle desselben; theils jedes Hohl, ein Gefäß, oder eine Deke, sie sei mittelbar oder unmittelbar, natürlich oder sittlich“.<sup>34</sup>

Wie ein Kind aus den einfachen Bausteinen seines Baukastens komplexere Gebäude türmt, so kombinierte der Mensch im Laufe seiner Geschichte die elementaren, allen Völkern gemeinsamen Urlaute zu komplexeren Gebilden. Durch die einfache Kombination zweier Urlaute entstanden die sogenannten Urwurzeln, die durch Hinzufügung eines weiteren Lautes zu Wurzelwörtern wurden. Diese Wurzelwörter erklärt Hartmann zu einer „allgemeinen Menschensprache“.<sup>35</sup> Sie könnten nicht einem bestimmten Volk zugeschrieben werden, sondern bildeten die Ursprache aller Völker.<sup>36</sup> Entscheidend ist, dass auch auf dieser Entwicklungsstufe von einer Arbitrarität der Zeichen keine Rede sein kann. Die Kombination der Urlaute erfolgte nämlich nicht willkürlich, sondern auf der Basis elementarer menschlicher Erfahrungen.

Während die Wurzelwörter noch einsilbig waren, so entstanden im Laufe der Menschheitsgeschichte durch Erweiterung der Wurzelwörter um zusätzliche Urlaute oder durch die Kontraktion zweier häufig kookkurierender Wurzelwörter auch mehrsilbige Wörter.<sup>37</sup> Erst auf dieser Stufe der Sprachgeschichte setzt Fulda die Entwicklung von Einzelsprachen an. Dadurch nämlich, dass manche Wurzelwörter in bestimmten Gegenden häufiger verwendet wurden als andere, kam es zu orts- und gruppenspezifischen Kontraktionen und Erweiterungen der Wurzelwörter, die die Basis für Flexionen und Derivation mit spezifischen semantischen Funktionen bildeten.<sup>38</sup> Auch hier verliert die Sprache noch nicht ihre Bindung an das Sein. Sowohl die Hauptbedeutungen der Wörter, als auch ihre Spezifizierung durch Präfixe und Suffixe sind vermittels der ontologisch

<sup>33</sup> Friderich Carl Fulda: Grundregeln der Teutschen Sprache. Stuttgart 1778, S. 30.

<sup>34</sup> Friedrich Karl Fulda: Über die beyden Hauptdialecte der Teutschen Sprache, in: Adelung, Johann Christoph: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Erster Theil. Leipzig 1774, S. 1-61, hier S. 11.

<sup>35</sup> Gottlieb David Hartmann: Über Fuldas Preisschrift über die beiden Hauptdialecte der teutschen Sprache, in: Litterarische Briefe an das Publikum. Zweytes Paquet. Altenburg 1774, S. 126-152, hier S. 139.

<sup>36</sup> Vgl. auch Fulda: Über die beyden Hauptdialecte, S. 36.

<sup>37</sup> Vgl. ebd., S. 20f.

<sup>38</sup> „Man erschöpfte die Lieblinge durch viele Abteilungen und Combinationen, welche an einem andern Ort, und zu einer andern Zeit kaum in den einen oder dem andern, und anderswo ganz ungewöhnlich sind [...]. Zeit und Entfernung prägen andere, gewinnen andere Wurzeln lieb“ (ebd., S. 37).

determinierten Bedeutungen der Urlaute gleichermaßen an das Sein gebunden. Konventionell, aber deshalb noch nicht arbiträr sind allerhöchstens die einer Sprachgemeinschaft eigenen Kombinationen der Urwurzeln und Wurzelwörter. Diese korrespondieren allerdings einer bestimmten Weltansicht der Sprechergruppe, sie sind, folgt man Fulda, sprachliche Sedimente der spezifischen Erfahrungen, die die betreffende Sprachgemeinschaft im Laufe ihrer Geschichte gemacht hat.

Die Zurückweisung der Arbitrarität der sprachlichen Zeichen ist auch für die Frage der Sprachnormierung und des mit ihr verbundenen Sprachausbaus von allergrößter Bedeutung. Eine Sprache ist nicht ein System arbiträrer Zeichen, mit denen Sprecher auf die Welt Bezug nehmen; vielmehr ist die Sprache ein Spiegel der natürlichen Ordnung der Welt und die menschliche Erfahrung dieser Ordnung ist in die Sprache eingeschrieben. Mit der Bindung der Sprache an das Sein ist für Fulda der normative Orientierungsrahmen für Sprachveränderungen vorgegeben. Eine sprachliche Neuerung kann dem in der Sprache repräsentierten Weltbild gemäß sein, sie kann aber auch gegen die natürliche Ordnung der Sprache verstoßen. Solange in einer Sprache nur die ihr eigenen Wurzelwörter und Kombinationen von Wurzelwörtern verwendet werden, solange entspricht sie der natürlichen Ordnung der Welt und dem Denk- und Erfahrungsschatz der Sprachgemeinschaft. Solche Sprachen gelten Fulda als rein. Sprachen hingegen, die im Laufe ihrer Geschichte eine große Menge fremden Sprachgutes aufgenommen haben, repräsentieren nicht mehr ein einheitliches Weltbild, sind dem Sein inadäquat und erschweren dadurch dessen wahre Erkenntnis. Eine derart degenerierte Sprache macht wahres Sprechen unmöglich. Die deutsche Sprache zählt Fulda nicht zu dieser Kategorie. Sie habe vielmehr den Vorzug vor anderen europäischen Sprachen, dass „ihre Wurzeln original sind.“ Nicht nur bestünden die Substantive und Adjektive meist aus „eigentlichen Wurzeln“, „auch sind Umstand, oder Art, Ort und Zeitbestimmende Wörter vielfältig eigene Wurzeln.“<sup>39</sup> Als Ursache für diese Originalität der deutschen Sprache macht Fulda die Tatsache aus, dass die deutsche Sprache „im Ganzen auf ihrem Grund und Boden unvermischt geblieben ist“.<sup>40</sup>

### 3.2. Die Ablehnung des Obersächsischen als Leitvarietät

Zwar galt Fulda die Deutsche Sprache im Ganzen als unvermischt, doch hielt er die einzelnen Dialekte des Deutschen für unterschiedlich rein. Das Obersächsische etwa, das Gottsched und Adelung zur Leitvarietät erhoben hatten, kennzeichnete er in seinen sprachhistorischen Darstellungen stets als einen besonders jungen und zudem sehr unreinen „hochdeutschen“<sup>41</sup> Dialekt. Demzufolge war die obersächsische Mundart im 10. Jahrhundert aus einem Völker- und Sprachengemisch entstanden, dessen historische Ursache die Besetzung der ursprünglich schwäbischen Gebiete entlang der Elbe durch Slaven, und schließlich die Übernahme dieser Gebiete durch Sachsen war. „Schwäbische uralte gemeine Innsasen; *slavische* vormals Herrn, nun Knechte; ein Zulauf aus allen Gegenden Teutschlands; und das regierende

---

<sup>39</sup> Ebd., S. 21.

<sup>40</sup> Friedrich Karl Fulda: Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe, zum Erweis der Tabelle, die der Preisschrift über die zweien Hauptdialekte der deutschen Sprache angefügt worden ist, von dem Verfasser derselben. Herausgegeben von Johann Georg Meusel et. al. Halle 1776, S. 19.

<sup>41</sup> Statt der dreifachen Gliederung der Varietäten in Niederdeutsch (Friesisch, Niedersächsisch etc.), Oberdeutsch (Schwäbisch, Bairisch etc.) und Hochdeutsch (Obersächsisch als Standardsprache) bei Adelung, findet sich bei den schwäbischen Sprachkundlern lediglich eine einfache Opposition zwischen Niederdeutsch (Friesisch, Niedersächsisch etc.) und Hochdeutsch (Schwäbisch, Bairisch, Obersächsisch etc.). Diese unterschiedliche Terminologie zeigt bereits, dass Fulda, Nast und Hartmann die obersächsische Mundart lediglich als eine unter vielen „hochdeutschen“ Dialekten galt.

*NiederSächsische*, welches sich HochTeutschen Befehlen unterzog, so weit es darzu gezwungen war, errichteten endlich im *zehenden Jahrhundert* eine neue *HochTeutsche* Mundart, die *Meisnische*“.<sup>42</sup> Auch Gottlieb David Hartmann konstatierte, das Meißnische sei „irregulair, als ein Mischling“, „jünger, dem Flor und der Ausbreitung nach“ und daher arm.<sup>43</sup> Als Beispiel für die Unregelmäßigkeit des Obersächsischen führt er die Wendung „*an ihm begehren*“ an. „Nur ein Mischling kann so sprechen, nur die Unkunde kann es dem eigentlichen Hochteutschen aufbürden, dessen geringster Bauer die Fragen *wen*, und *wem* niemals verwechselt.“<sup>44</sup>

Der Vorwurf, eine Mischsprache zu sein, traf das Obersächsische aber nicht nur wegen seiner sprachhistorischen Herkunft, sondern auch wegen der gegenwärtigen Praxis des Sprachausbaus in Obersachsen. So wandte sich Schubart 1775 in der *Deutschen Chronik* dagegen, dass die Sachsen, Preußen und Pfälzer darum bemüht seien, die vermeintlich „bitteren Säfte“ der deutschen Sprache zu „versüßen und diesem wilden Eichenstamme schmackhafte Zweige aus Frankreich einzupfropfen.“<sup>45</sup> Mit dem Bild der Veredelung eines Baumes durch Einpfropfung fremder Zweige bezieht sich Schubart auf die Praxis der Entlehnung französischen Sprachgutes in das Obersächsische. Dabei meinte er nicht nur die häufige Verwendung von Fremdwörtern, sondern die Entlehnung ganzer Redensarten und grammatikalischer Konstruktionen. Der Mannheimer Sprachkundler Jakob Hemmer nennt in seiner *Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz* (1769) Beispiele für diese Praxis:

Man ist so weit gekommen: daß man ganze Redensarten, die gebohrne Ausländer sind, deutsch einkleidet; und für einheimische Landsasen will angesehen haben. Dergleichen sind: *Der Mensch ist von Geburt; er hat viel Welt; er hat die grose Welt gesehen; er ist vom Handwerke; er hat von Religion geändert; er hat sich katholisch gemacht; er hat die Hände recht weis, er hat warm, u. a. m.* Wer sieht aber nicht, daß alle diese Zwitter aus Frankreich herkommen? Ein Deutscher, der vom Französischen nichts weiß, wird gewiß niemals so ebenteuerlich sprechen. Er wird immer sagen: *Der Mensch ist von Adel, oder von vornehmem Herkommen; er weiß mit den Leuten umzugehen; er ist viel mit vornehmen Leuten umgegangen; er ist in der Sache erfahren: er hat eine andere Religion angenommen; er ist katholisch geworden; er hat recht weise Hände; es ist ihm warm, u.s.f.*<sup>46</sup>

Zwar war von dem Vorwurf dieser Entlehnungspraxis nicht nur der obersächsische Dialekt betroffen, seine dominante Stellung rückte ihn jedoch in den Mittelpunkt der Kritik. Schubart etwa sprach abfällig vom „französirenden Sachsendeutsch“.<sup>47</sup> Das Obersächsische galt also nicht nur wegen seiner sprachhistorischen Wurzeln, sondern auch wegen der gegenwärtigen Praxis des Sprachausbaus als Mischsprache. Als Mischsprache galt sie den schwäbischen Sprachkundlern als dem Sein entfremdet, als ungeeignetes Instrument zur Erkenntnis der natürlichen Ordnung der Welt. Zudem war sie aufgrund der Entlehnungen aus dem Französischen nicht mehr Repräsentant einer auf ursprünglichen gemeinschaftlichen Erfahrungen beruhenden deutschen Weltsicht.

---

<sup>42</sup> Fulda: Sammlung, S. 7.

<sup>43</sup> Gottlieb David Hartmann: Vorbericht [Rezension zu Johann Christoph Adelung: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart], in: Litterarische Briefe an das Publikum. Drittes Paquet. Altenburg 1774, S. \*1-\*64, hier S. \*38.

<sup>44</sup> Ebd. S. \*38. Eine ebenso deutliche Kritik an der obersächsischen Mundart ließ Johannes Nast im Vorwort zum ersten Band des „Teutschen Sprachforschers“ (1777) folgen.

<sup>45</sup> Christian Friedrich Daniel Schubart: *Deutsche Chronik* [ab 1776 unter dem Titel „Teutsche Chronik“]. Augsburg (1774) und Ulm (1775-77). Faksimiledruck mit einem Nachwort herausgegeben von Hans Krauss. 4 Bände. Heidelberg 1975, hier Bd. 2, S. 702f. (= Deutsche Neudrucke, Reihe: Goethezeit)

<sup>46</sup> Jakob Hemmer: *Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz*, in öffentlicher akademischer Versammlung vorgelesen. Mannheim 1769, S. 66f.

<sup>47</sup> Schubart: *Deutsche Chronik*, Bd. 1, S. 219.

Doch hatte die Ablehnung des Obersächsischen nicht nur eine linguistische, sondern auch eine kulturhistorische Dimension. Zwar erkannten die schwäbischen Sprachkundler an, dass Kultur und Sitten Obersachsens ein besonderes Maß an Verfeinerung erreicht hätten, doch werteten sie diese Verfeinerung als Überfeinerung und Verweichlichung, als Verlust ursprünglicher vitaler Kräfte. Fulda etwa unterschied in seinem Wurzelwörterbuch – ähnlich wie Herder in seinen *Fragmenten*<sup>48</sup> – drei Stufen in der Entwicklung von Sprache, Kultur und Nation: „ein Kind, ein Jüngling, und ein Greis; *Hirte, Held, und Weichling*“. Seiner Ansicht nach befand sich die Kultur in Deutschland seit etwa 1350 im Greisenalter und damit auf der Stufe des Weichlings. Diese Stufe untergliedert er wiederum in drei Phasen, die er lediglich mit den Schlagwörtern „*Luthern; Opitz; und Leipzig*“ charakterisiert.<sup>49</sup> Als bisheriger Höhepunkt des durch übertriebene Verfeinerung hervorgebrachten kulturellen Verfalls erscheint ihm also die Kultur Sachsens, die er in Leipzig, das im 18. Jahrhundert auch den Beinamen „kleines Paris“<sup>50</sup> hatte, repräsentiert sah. Auch Schubart vertrat die Ansicht, Sachsen habe im Laufe seiner Geschichte „sehr vieles durch seine übertriebene Verfeinerungssucht verdorben.“ Dass ihm die Überfeinerung Verlust der deutschen Identität erschien, verdeutlicht die folgende Bemerkung über die Einwohner Sachsens: „Jetzt wandeln sie wirklich auf einer Straße, die gar nicht deutscher Fahrweg ist. Französische Carossen rollten drauf, man sieht’s an den seichten Furchen.“<sup>51</sup> Schon vorher hatte er den Sachsen vorgeworfen, sie seien „fremder, und nicht deutscher Art“.<sup>52</sup>

Diese Bewertung der kulturellen Situation in Sachsen wirkte auch auf die Einschätzung des obersächsischen Dialekts. In seinem Aufsatz *Einige Bemerkungen zur Kenntniß der teutschen Sprache* (1774) schreibt Fulda: „Endlich *Leipzig*. Sie finden hier Ausschuß der besten Kraftwörter, Tyrannei über das Lehrvolle Provinziale, bis auf den heutigen Tag; eine Ohrfeige des Priscians über die andere; französisch-italiänische Terminologie; mit englischen durchweht.“<sup>53</sup> Leipzig wird hier also zum Synonym eines Sprachgebrauchs, der aller präzisen Grammatikographie spottet und in dem Provinzialismen zugunsten ausländischen Sprachgutes gemieden werden.<sup>54</sup>

In den Augen der schwäbischen Sprachkundler konnten also weder linguistische, noch kulturhistorische Gründe die Erhebung des Obersächsischen zur Leitvarietät rechtfertigen. Wie sah nun aber das Alternativkonzept Fuldas, Nasts, Hartmanns und Schubarts aus?

### 3.3. Das alternative Konzept des Hochdeutschen

<sup>48</sup> Dasselbe Modell findet sich auch in Gottlieb David Hartmann: Vier Briefe über die Geschichte der Menschheit, in: Litterarische Briefe an das Publikum. Zweytes Paquet. Altenburg 1774. S. 1-33, hier S. 29.

<sup>49</sup> Fulda: Sammlung, S. 27.

<sup>50</sup> Johann Friedrich Georg Franz: Das nach der Moral beschriebene galante Leipzig in den seltsamen Begebenheiten des Barons von E... und seines Hofmeisters. Eleutheropolis [d.i. Leipzig] 1769, S. 7.

<sup>51</sup> Schubart: Deutsche Chronik, Bd. 1, S. 349f.

<sup>52</sup> Ebd., Bd. 1, S. 339.

<sup>53</sup> Friedrich Carl Fulda: Einige Bemerkungen zur Kenntniß der teutschen Sprache, in: Litterarische Briefe an das Publikum. Drittes Paquet. Altenburg 1774, S. 74-82, hier S. 81.

<sup>54</sup> Auch Johann Gottfried Herder hatte in seinen *Fragmenten* „Über die neuere deutsche Literatur“ im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit dem Idiotismenproblem festgestellt, keine Partei habe „in diesem Stück dem wahren Genie der deutschen Sprache mehr geschadet als die *Gottschedianer*. Waren es nicht noch einige Schimpfwörter und pöbelhafte Ausdrücke, die man beibehielt: sonst wurde alles wässrig und eben, durch eine gedankenlose Schreibart und durch schlechte Übersetzungen französischer Bücher. Man entmannete sie völlig, die schon durch den Weisischen, Talandrischen und Menantischen Stil wenig Mannheit behalten hatte“ (Johann Gottfried Herder: Schriften zur Literatur. Herausgegeben von Regine Otto. 2 Bände in 3 Teilbänden. Berlin und Weimar 1985, Bd. 1, S. 35. Hier finden sich also ähnliche Vorwürfe wie bei Fulda: einerseits die Ausschließung all jenen Sprachgutes, das nicht Obersächsisch war, andererseits die durch schlechte Übersetzungen beförderten Entlehnungen aus dem Französischen.

Der wohl wichtigste Unterschied zum Sprachnormenkonzept der obersächsischen Sprachkundler bestand darin, dass die schwäbischen Sprachkundler den Anomalismus als leitendes Prinzip der Normierungspraxis ablehnten. In seinem Aufsatz *Grundriß zu einem Württembergischen Idioticon* wandte sich Fulda ausdrücklich dagegen, den Sprachgebrauch zum Maßstab des Sprachrichtigen zu erheben:

*Die teutsche Sprache beruht auf wenigern und festern Gründen, als alle andere Sprachen.* Der Gebrauch fragt aber freilich hiernach nicht. Nur was Cicero sprach, war nach seiner Zeit latein: und was man den berühmtesten teutschen Schriftstellern und Kunstrichtern nachbettet, ist gut Teutsch. Durch dergleichen diktatorische Sprüche und Nachahmungen steht unsere heutige Gelehrten-Sprache in Gefahr, die kräftigste Wörter, kernhafteste Ausdrücke, anpassendste Benennungen, große Schönheiten, unter dem Vorwurf des Provincialen, zu verlieren, und das Kleid, samt *Schmuz und Flitter*, derjenigen Gegend anzuziehen, darinn die meiste Bücher geschrieben werden.<sup>55</sup>

Der Dialekt einer einzigen Provinz darf demnach schon deshalb nicht zur verbindlichen Norm erhoben werden, weil dieses Vorgehen die Gefahr birgt, dass neben dessen Vorzügen auch dessen Fehler („*Schmuz*“) in ganz Deutschland verbreitet würden. Doch was ist der Maßstab des Sprachrichtigen, der es erlaubt, Fehler zu identifizieren und auszusondern?

Hier erweisen sich die schwäbischen Sprachkundler als Verfechter des Analogismus, demzufolge aus dem Vergleich der Elemente des gesamten Sprachschatzes Regeln abstrahiert werden können, die in Zweifelsfällen über die Richtigkeit einer Sprachform entscheiden. Hartmann spricht gar von Regeln, die „aus dem Wesen der Sprache gezogen“<sup>56</sup> werden müssten. Dabei ist von besonderer Bedeutung, dass diese Regeln nicht allein aus einer einzigen Mundart oder der Sprache der Gegenwart abstrahiert werden dürfen, sondern vielmehr alle Sprachstufen und sämtliche Dialekte des Deutschen zur Regelfindung herangezogen werden müssen. Dieses Konzept der Normfindung steht dem elitär-anomalistischen Sprachnormenkonzept Adelungs und Gottscheds diametral entgegen.

Das Obersächsische als vermeintliche Mischsprache konnte in den Augen der schwäbischen Sprachkundler im Konzert der deutschen Dialekte wegen seiner Unreinheit nur eine untergeordnete Rolle spielen. Gegen diese Unregelmäßigkeiten führten sie die ursprüngliche Reinheit des Schwäbischen ins Feld. In seinem Aufsatz „Untersuchung der schwäbischen Mundart“ vertritt Fulda die Ansicht, die schwäbische Sprache sei „(und warum soll man es nicht öffentlich sagen dürfen?) [...] die rechte hochteutsche Sprache“, die „regelmäßigste“ und „dem hochteutschen Genius oder der Natur der höheren teutschen Sprache die angemessenste“. Allein sie spreche „aus Gründen“, allein sie dürfe und müsse

den Neuerungen, Ausnahmen, Abweichungen, die sich täglich häufen, und die Mutter beflecken, widersprechen, öffentlich widersprechen [...]; widersprechen mit innerlicher, aus der Natur der Sprache hergenommener, und auch mit äußerlicher Befugniß, als ein [...] grosses, wenigstens in der Gelehrtenrepublik, durch öffentliche wichtige teutsche Schriften, nicht unbeträchtliches Land, dem man zu der Gewohnheit seine geltende Stimme nicht abstreiten, nicht ableugnen kan.<sup>57</sup>

Das Schwäbische zeichnet sich demnach durch seine Regelmäßigkeit vor den anderen Dialekten des Deutschen aus. Mit der Feststellung, es sei der „Natur der höheren teutschen

---

<sup>55</sup> Friedrich Karl Fulda: Grundriß zu einem Württembergischen Idioticon, in: Gelehrte Ergötzlichkeiten und Nachrichten, 1 (1774), S. 195-202, hier S. 195.

<sup>56</sup> Hartmann: Vorbericht, S. \*43.

<sup>57</sup> Friedrich Karl Fulda: Untersuchung der schwäbischen Mundart, in: Gelehrte Ergötzlichkeiten und Nachrichten, 1 (1774), S. 67-83, hier S. 77.

Sprache“ am angemessensten, spielt Fulda zudem auf die These von der ontologischen Fundierung der Sprache an, nach der jede Sprache ursprünglich eine der Weltsicht ihrer Sprecher und der Ordnung der Dinge gemäße Struktur aufweist. Während Fulda also die Mundart Obersachsens durch Vermischung und falsche Strategien des Sprachausbaus korrumpiert und vom Wesen der deutschen Sprache entfremdet sah, hielt er das Schwäbische wegen dessen ursprünglicher Regelhaftigkeit für einen Dialekt, in dem sich das Wesen der deutschen Sprache und damit die in sie eingeschriebene Weltsicht am authentischsten bewahrt hätten.

Trotz aller Vorzüge des Schwäbischen aber kommt dieser Mundart im Sprachnormenkonzept der süddeutschen Sprachkundler nicht derselbe Status zu wie dem Obersächsischen bei Adelung. Vielmehr war es das Ziel Fuldas, Nasts und Hartmanns, den gesamten Sprachschatz systematisch zu erschließen. So klagte Hartmann, es fehle „Teutschen [...] ein *Wörterbuch*“, bei dessen Erstellung „alle Zeitalter, und der Pöbel aller Orten in ganz Deutschland müßten zu Rathe gezogen werden. [...] Hierzu müssen *Schweizer, Schwaben, Niederrheiner, Niederländer, Pommer, u. s. w.* zusammentreten; jeder die Idiome seiner Gegenden sammeln, um ein solches großes Werk auszuführen.“<sup>58</sup> Auch für Fulda waren die Mundarten aller Provinzen Deutschlands eine vorzügliche Quelle des Sprachschatzes. Doch hatte die Dokumentation der Mundarten aller Provinzen nicht nur eine synchrone, sondern auch eine diachrone Dimension. Die Sprache der niederen Schichten nämlich galt den schwäbischen Sprachkndlern als altertümlich und unverbildet. Der „Pöbel“ war Fulda „das beste Archiv aller Orten“.<sup>59</sup> Entsprechend forderte er seine gelehrten Kollegen auf, sich auch mit der Sammlung provinzieller Wörter der „Bauernsprache“<sup>60</sup> zu beschäftigen, weil er hoffte, das Hochdeutsche durch dieses archaische Sprachgut ausbauen und seiner wahren Natur wieder näher bringen zu können. Dieses Ansinnen brachte ihm das Lob der *Deutschen Chronik* ein, in der Schubart 1774 schrieb: „*Fulda* [ ...] umspannt mit Riesenarmen den ganzen Sprachschatz; läßt sich nicht durch die hochdeutschen Stammler irre machen, sondern behorcht mitten unter’ m Schwabenpöbel die Urlaute unsrer Mannsprache.“<sup>61</sup> In diesem Zitat spielt Schubart auf alle wesentlichen Aspekte des Sprachnormenkonzeptes der schwäbischen Sprachkundler an: die Orientierung am Sprachschatz und damit die Erhebung des Analogismus zum leitenden Prinzip bei der Normformulierung (im Gegensatz zum Anomalismus Adelungs und Gottscheds), die Berücksichtigung der Sprache der niederen Schichten (im Gegensatz zur elitären Orientierung der Obersachsen) und der damit verbundene Glaube, dass sich in ihr das wahre und ursprüngliche Wesen der deutschen Sprache, ihre Eigentlichkeit und eine dem Erfahrungsschatz der Deutschen korrespondierende Weltsicht erhalten habe.

### 3.4. Lenzens Sprachnormenkonzept im Kontext der Sprachkunde der 1770er Jahre

Die Ausführungen machen die These plausibel, dass das Sprachnormenkonzept von Lenz wesentlich auf die Rezeption der Arbeiten der schwäbischen Sprachkundler zurückzuführen ist. Mit ihnen teilte Lenz die Kritik am Sprachnormenkonzept Adelungs und Gottscheds, sowie an der Normierungspraxis der obersächsischen Sprachkundler. Wie die schwäbischen Sprachkundler forderte Lenz eine prinzipielle Gleichberechtigung aller deutschen Dialekte. Wie Fulda, Nast, Hartmann und Schubart plädierte er dafür, den gesamten „Sprach-Schatz“,<sup>62</sup> also alle synchronen und historischen Varietäten des Deutschen, bei der Normfindung zu

<sup>58</sup> Hartmann: Über Fuldas Preisschrift, S. 140.

<sup>59</sup> Fulda: Grundriß, S. 196.

<sup>60</sup> Ebd., S. 202.

<sup>61</sup> Schubart: Deutsche Chronik, Bd. 1, S. 621.

<sup>62</sup> LF 10, S. 57.

Rate zu ziehen. Dies bedeutete zugleich eine Absage an das elitäre Sprachnormenkonzept der obersächsischen Sprachkundler, die allein die Sprache der oberen Schichten zur Leitvarietät erhoben. Im Gegensatz zu ihnen forderten die schwäbischen Sprachkundler und Lenz sogar eine Hinwendung zur Sprache der niederen Schichten. In ihr sahen sie ältere Sprachstufen repräsentiert, die wegen ihrer Unvermischtheit und Reinheit dem ursprünglichen Charakter der deutschen Sprache noch nicht so weit entfremdet waren, wie ihnen das beim obersächsischen Dialekt der Fall zu sein schien. Zwar favorisierte Lenz nicht einen Dialekt wie die schwäbischen Sprachkundler, denen ihre eigene Mundart als die „dem hochteutschen Genius oder der Natur der höheren teutschen Sprache die angemessenste“ schien.<sup>63</sup> Doch lobte auch er, im Schwäbischen fänden sich viele „Provinzialwörter“ und „hier allein noch erhaltene uralte Wortfügungen und Redegebräuche“,<sup>64</sup> mit deren Hilfe man das Hochdeutsche ausbauen solle. Die aus der Theorie der Wurzelwörter abgeleitete Eigentlichkeit der Sprache, die Vorstellung also, dass in die Sprache die natürliche Ordnung der Dinge und die Weltsicht einer Sprachgemeinschaft eingeschrieben seien, führte dazu, dass nicht der Sprachgebrauch, sondern die Sprachrichtigkeit als entscheidendes Kriterium bei der Sprachnormierung wirksam werden musste. Aus einem umfangreichen vergleichenden Studium des gesamten Sprachschatzes sollten also die Regeln des Hochdeutschen rekonstruiert werden, um so eine dem ursprünglichen Erfahrungsschatz der Deutschen und der Ordnung der Natur adäquate einheitliche Sprache für ganz Deutschland zu schaffen. Auch wenn Lenz sich nicht explizit zur Eigentlichkeit der Sprache äußert, so muss seine Forderung, in die Häuser der gemeinen Leute zu gehen und dort zu lernen, „wie sich die Natur bey gewissen erheischenden Anlässen ausdrückt“,<sup>65</sup> in diesem Kontext verstanden werden – und zwar durchaus wörtlich: In der Sprache der niederen Schichten nämlich spricht sich die Natur aus, wird ihre Ordnung sichtbar.

Entsprechend der kulturell und sittlich motivierten Ablehnung des Obersächsischen gibt es aber, abgesehen von der bisher dargestellten linguistischen Dimension des Sprachnormenkonzeptes von Fulda, Hartmann und Lenz auch eine sittliche Dimension.

#### **4. Die sittliche Dimension der Normierung des Hochdeutschen**

Die systematische Grundlage dafür, dass der Normierung des Hochdeutschen einige Relevanz für Kultur und Sitten eingeräumt werden konnte, bildet das Theorem von der wechselseitigen Beeinflussung von Sprache und Denken. In seinem Aufsatz *Über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsass, Breisgau und den benachbarten Gegenden* bezeichnet Lenz die Sprache als den „mütterlichen Boden“ des Geistes.<sup>66</sup> So wie die Beschaffenheit des Bodens darüber entscheidet, welche Pflanzen auf ihm gedeihen, so fördert eine Sprache in manchen Bereichen das Denken und setzt dem Denkbaren in anderen Bereichen Grenzen. Entsprechend wird von allen Sprechern einer Sprachgemeinschaft mit der Muttersprache eine Art zu denken erworben, die für den Nationalcharakter konstitutiv ist. Aus diesem Grund kann Lenz seinen Zuhörern in der *Straßburger Deutschen Gesellschaft* auch erklären, alle ihre „kindischen und nachher männlichen Vorstellungen und Gefühle“ seien auf dem Boden der deutschen Sprache „erwachsen“ und sie blieben, solange sie der deutschen Sprache treu blieben auch Deutsche. Der „Geist, m. H. leidet keine *Naturalisationen*, der Deutsche wird an der Küste der Caffern so gut als Diderots Insel der

---

<sup>63</sup> Fulda: Untersuchung, S. 77.

<sup>64</sup> LF 10, S. 56f.

<sup>65</sup> LF 10, S. 66.

<sup>66</sup> LF 10, S. 55.

Glückseligkeit immer Deutscher bleiben, und der Franzose Franzos.<sup>67</sup> Obwohl Untertanen des Königs von Frankreich, zählt Lenz die Angehörigen der *Straßburger Deutschen Gesellschaft* wegen ihrer mit der deutschen Muttersprache erworbenen typischen Denk- und Empfindungsgewohnheiten, die auch den deutschen Nationalcharakter formierten, zur deutschen Nation.

Den deutschen Nationalcharakter sahen Lenz und die süddeutschen Sprachkundler allerdings durch den Einfluss der französischen Sprache und Kultur gefährdet. Lenz etwa fürchtete, dass der Sprachausbau mittels fremden Sprachgutes „auf Kosten unserer ganzen Art zu denken, zu empfinden, und zu handeln, auf Kosten unsers National-Charakters, Geschmacks und Stolzes“ gehen würde und dass eine andere Nation zum „*Herrscher* unserer Seele und deren Bewegungen“ werden könnte.<sup>68</sup> Und Schubart kritisierte in seinem Gedicht *An die Schwaben* den Einfluss der französischen Sprache und Kultur auf seine schwäbischen Landsleute:

Unüberwindlich groß und stark,  
In ihren Knochen Löwenmark,  
War eurer großen Väter Art;  
Jetzt seydt ihr zärtlich, winzig, zart,  
Tragt statt der Waffe Degelein,  
Mit Bändern dran, gar hübsch und fein,  
Und sprecht mit eurem lieben Sohn  
Franzosensprach im Nasenton'. [...]  
Wer Komplimente schneiden kann,  
Wer schmeicheln, kriechen, heucheln kann,  
Der ist bey euch ein braver Mann.<sup>69</sup>

In der Konfrontation der gegenwärtigen Schwaben mit einem Bild ihrer Vorfahren erscheint die kulturelle Verfeinerung als sittlicher Verfall, das Erinnern an die glorreiche schwäbische Vergangenheit hat kontrapräsentischen Charakter. Zwar kritisiert Fulda in diesem Gedicht das Sprechen der französischen Sprache unter seinen Landsleuten und deutet es als Ausdruck kultureller Überfeinerung, doch wurde das Obersächsische nach dem gleichen argumentativen Muster bewertet: In dem lebenszyklischen Modell der Kultur- und Sprachgeschichte verorteten die schwäbischen Sprachkundler die sächsische Kultur und den obersächsischen Dialekt im Stadium der „*grauen Kindheit*“.<sup>70</sup> Dieses Greisenalter der Sprache charakterisiert Fulda in seinem Wurzelwörterbuch:

*Die Sprache* sorgt von nun an nur für das Leichte der Zunge, und die Zärtlichkeit des Ohrs. Sie Verflittert, ründet, schleift und entstellt die Wurzelwörter; und lacht ietzt der Bedeutung, die einmal im Wort selbstn soll gelegen sein. [...] Bei aller dieser Armut mustert man die meisten Kraftwörter um ihres Gewichts willen aus, und stößt sie, mit vielen andern, ohne Ursache unter den Pöbel und den Schimmel des Altertums. Das Regelmäßige mus der Feinheit weichen, und der Eigensinn der Gegenden und der Unkunde entscheidet eigenmächtig, oft gegen alle Gründe. Ein Redner, ein Dichter, an den man glaubt, gibt einem Wort Ansehen, macht eine Sprachregel; die Vernunft, die aus dem Wesen des Worts, der Sprache, Schlüsse macht, mus schweigen. Man schöpft lieber aus fremden, als pöbelhaften und obsoleten Quellen, besonders aus dem ernsthaften Altertum.<sup>71</sup>

---

<sup>67</sup> Ebd., S. 56.

<sup>68</sup> Ebd., S. 61f.

<sup>69</sup> Schubart: *Deutsche Chronik*, Bd. 2, S. 151f.

<sup>70</sup> Fulda: *Sammlung*, S. 435.

<sup>71</sup> Ebd.



Fulda zeichnet hier offensichtlich ein Bild des Sprachausbaus, wie er in seinen Augen von den obersächsischen Sprachkundlern betrieben wurde: Er konstatiert eine Orientierung am Sprachgebrauch der Schriftsteller statt an der aus dem Wesen der Sprache erkannten Regelmäßigkeit, bemängelt die Erhebung eines einzigen Provinziales zu Leitvarietät, kritisiert den Sprachausbau mittels fremden Sprachgutes statt der Berücksichtigung älterer Sprachstufen oder der Sprache der niederen Schichten und beklagt schließlich den daraus entstehenden Verlust der Eigentlichkeit, der „Bedeutung, die einmal im Wort selbstem soll gelegen sein.“ An die Kritik an der Sprache des „politischen Alters“ schließt Fulda die folgende Beschreibung der sittlichen Verhältnisse an:

Die überhäufte Menge der Gegenstände ermattet die menschliche *Sele*, [sic!] die nicht stärker worden ist, noch werden kan. Und die unendlichen *Bedürfnisse*, wie man Nothdurft, Bequemlichkeit und Pracht, dem Stande nach, ohne Unterschied zu nennen beliebt, stürzen sie in tausend Widersprüche. [...] O Göz von Berlichingen! Gröse, Gesundheit, Kräfte, Sorgenlosigkeit, Freiheit, Einfalt, Frugalität – sind verlohren oder pöbelhaft.<sup>72</sup>

Für ihn fungierte demnach das in literarischer Form erinnerte Mittelalter von Goethes „Götz von Berlichingen“ als positives Gegenbild zum gegenwärtigen „Stand der Weichlichkeit“. Deutschland sollte – durch die Vergegenwärtigung der ursprünglichen deutschen Sitten veranlasst – den französischen Einfluss abschütteln und zu einer der Natur gemäßen Lebensweise und wahren Deutschtum zurückkehren.<sup>73</sup> Zu diesem Prozess sollte auch die Normierung des Hochdeutschen beitragen. Die schwäbischen Sprachkundler befürchteten nämlich, dass sich mit der Verbreitung des Obersächsischen – in ihren Augen eine deutsch-französischen Mischsprache – auch französische Denkweisen und Sitten in ganz Deutschland ausbreiten und den deutschen Nationalcharakter weiter korrumpieren würden. Eine Normierung des Hochdeutschen nach den Vorstellungen Fuldas, Hartmanns und Schubarts hingegen sollte diesen Prozess hemmen und schließlich umkehren und die Rückkehr zu den ursprünglichen deutschen Sitten befördern. Alte Sitten und alte Sprache glaubten die schwäbischen Sprachkundler in den niederen Schichten, die sie immer wieder als „Archiv“ des Altertums bezeichneten, bewahrt.<sup>74</sup> Wie seine Mitstreiter Fulda und Hartmann forderte Schubart daher auf:

kommt, und schaut den Menschen im niedren Stande! Hier, wo keine künstliche Larve die Mine der Natur verbirgt; hier, wo Leidenschaft frey vom Damme des Zwangs ausströmt und fortbraust; hier, wo man nicht französisch denkt und deutsch spricht, oder umgekehrt; hier, wo die Accente der Natur, wie Lerchensang in der Heitre ertönen; hier, wo man nicht selten die ersten Laute unsrer starken Sprache hört [...].<sup>75</sup>

Auch Lenz plädierte dafür, „in die Häuser unserer sogenannten gemeinen Leute“ zu gehen und dort zu lernen „wie sich die Natur bey gewissen erheischenden Anlässen ausdrückt“.<sup>76</sup> Vehement appelierte er an die Mitglieder der *Straßburger Deutschen Gesellschaft*: „Lassen Sie uns also nicht [...] unsere Quellen verschütten, lassen Sie uns vielmehr dahin zurück

---

<sup>72</sup> Ebd.

<sup>73</sup> Schubart glaubte, die kulturelle Emanzipation sei bereits im Gange: „Nachahmungssucht hat zwar einige Geken unter uns gemacht; aber man siehts jezzt nur allzu deutlich, daß das Französische Luftkleid dem teutschen Riesenkörper nicht passe. Wir fangen wieder an, die Franzen und Maschen herunter zu reissen, und nach 'm alten Kittel mit großen Aufschlägen und maßiven Knöpfen zu greiffen, in dem unsere Voreltern so stattlich einhergiengen. Tacitus würde unter uns noch viele von jenen festen Zügen finden, womit er sein ausgeartetes Rom beschämte.“ (Schubart: Deutsche Chronik, Bd. 3, S. 196.)

<sup>74</sup> Fulda: Grundriß, S. 196.

<sup>75</sup> Schubart: Deutsche Chronik, Bd. 1, S. 156f.

<sup>76</sup> LF 10, S. 66.

kehren, und sie gegen den Übermuth des alleszerstöhrenden Witzes vertheidigen!“ Sein Sprachnormenkonzept sah daher vor, die „Überreste der Gothischen Sprache und Denkart“ zu sammeln und mit dem jüngeren Sprachgut zu einer neuen Hochsprache verschmelzen zu lassen. Dass die Bezeichnung „Gothisch“ dabei nicht nur für die Sprache und Kultur des Mittelalters, sondern als Synonym des Deutschen schlechthin fungiert, belegt das folgende Zitat: „Gothisch sollte uns kein so verhaßtes Wort seyn; auf Gothischen Grund und Boden alle Vorzüge fremder Nationen zu verpflanzen, sollte unser höchster Stolz seyn.“<sup>77</sup>

## 5. Fazit: Sprachnormenkonzept und Literatursprache des Sturm und Drang

Die einzelnen Aspekte des Sprachnormenkonzeptes, das Fulda, Nast, Hartmann, Schubart und Lenz in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts vertraten, korrespondieren demnach präzise mit ihren gesellschafts- und kulturreformatorischen Zielen. Sprach- und Kulturkritik ließen sich auf der Basis der These verschränken, dass die Beschaffenheit einer Sprache das Denken und Empfinden ihrer Sprecher und damit die gesamte Kultur beeinflusse. Die Ablehnung des Obersächsischen als Leitvarietät ging daher Hand in Hand mit der Ablehnung der sächsischen als einer durch den Einfluss Frankreichs degenerierten Kultur. Mit der Ausbreitung des Obersächsischen als Standardsprache befürchtete man entsprechend eine weitere Verbreitung französischer Denk- und Empfindungsweisen auf Kosten des deutschen Nationalcharakters. Dagegen sollten mit der Standardisierung mittels älteren Sprachgutes ursprüngliche deutsche Denkweisen gerettet und ein Hochdeutsch geschaffen werden, das der Natur der Dinge und dem Erfahrungsschatz des deutschen Volkes adäquat war. Auch die niederen Schichten sollten an der Findung einer Norm beteiligt werden. Diese Forderung entsprang jedoch nicht einer sozialen Utopie: Nicht der Wunsch, den niederen Schichten einen gerechten Anteil am Volkseinkommen zu verschaffen oder zu politischer Mitbestimmung zu verhelfen, war leitend; vielmehr sah man in ihren Lebensweisen das Ideal einer authentischen, unverbildeten und der Natur des Menschen nicht entfremdeten Kultur verkörpert, ein Ideal, von dem sich andere Bevölkerungsgruppen im Laufe der Geschichte immer weiter entfernt hatten. Die soziale Dimension ist also in Wahrheit eine historische. Insgesamt stand die Sprachnormierung für die süddeutschen Sprachkundler und Lenz im Dienste der Rückgewinnung alter deutscher Sitten.

Die für die süddeutschen Sprachkundler und Lenz so charakteristische Verschränkung von Sprach- und Sittenkritik findet sich in einem weiteren Text der *Flüchtigen Aufsätze*, in der in Knittelversen verfassten Invektive des Schulmeisters *Matz Höcker*. Ausführlich hält dieser den Gelehrten und Vornehmen ihre Entfremdung von der wahren menschlichen Natur und die Oberflächlichkeit ihrer Lebensweise vor. Der Kritik an der Neuerungssucht seiner Zeitgenossen lässt Höcker ein Lob der Vorfahren folgen. Diese hätten – ähnlich wie die Landbevölkerung in der Gegenwart – der überflüssigen Zerstreungen nicht bedurft, sondern hätten in edler Einfachheit und im Einklang mit ihren natürlichen Bedürfnissen gelebt. Die Vergangenheit wird auch in sprachlicher Hinsicht als der Gegenwart überlegen imaginiert:

Hier findt ich auch noch Wörter regieren,  
Die ihr längst thätet verbannisiren,  
Und euern Umgang gemacht so arm,  
Wie eine Dorfgeig mit einem Darm.<sup>78</sup>

---

<sup>77</sup> LF 10, S. 63. Madland hat daher Unrecht, wenn sie behauptet, Lenz sei in seiner philologischen Begeisterung so weit gegangen, das Studium des „Gotischen“ zu empfehlen. Vgl. Madland, Lenzens Sprachwahrnehmung, S. 99.

<sup>78</sup> LF 10, S. 49.

Wie eine Geige mit nur einer Saite lediglich einen Teil ihres klanglichen Potenzials realisieren kann, so vermag der Mensch mit seiner gegenwärtigen Sprache nur einen Teil seiner Natur zu entfalten. Die Armut der Sprache bedingt also die Armut des Empfindens. Die Spracharmut freilich ist selbst verschuldet, denn durch den Sprachgebrauch der gebildeten Kreise werden Wörter aus der Sprache ausgeschieden. So beklagt sich Höcker, dass die adeligen „Kränz’gens die Sprache [...] lähmen, / Ihr all ihre Wörter und Schulkraft nehmen.“ Nur ein Wandel im Sprachgebrauch kann therapeutische Wirkung entfalten. Entsprechend fordert Höcker die Adelligen auf, ihr „galantes Wörterbuch“ zuzuschlagen und mit „dreisteren Wörtern, / Natürlich unschuldigere Ding zu erörtern“.<sup>79</sup>

Hier lag für Lenz die Aufgabe des Dichters: Durch Aktivierung älteren Sprachgutes, das sich im Sprachgebrauch der niederen Schichten bewahrt hatte, sollte eine deutsche Standard- und Literatursprache geschaffen werden, die der Natur der Dinge und dem Nationalcharakter der Deutschen gemäß war. Während Lenz von der Durchsetzung des Obersächsischen als Hochsprache eine weitere Erodierung des deutschen Nationalcharakters erwartete, verknüpfte er mit seinem alternativen Sprachkonzept die Hoffnung auf eine Rückgewinnung alter deutscher Sitten und auf eine der menschlichen Natur gemäßen Lebensweise.

---

<sup>79</sup> LF 10, S. 51.

## **Deutsche Sprache, deutsche Sitten.**

Die Sprachkonzeption von J.M.R. Lenz im Kontext der Sprachnormendebatte des 18. Jahrhunderts

### **Abstract**

Dieser Aufsatz ordnet die sprachreflexiven Texte von J.M.R. Lenz in den zeitgenössischen sprachkundlichen Diskurs ein, der von der Frage dominiert wurde, wie eine hochdeutsche Standardsprache beschaffen sein und normiert werden müsse. Lenzen Entwurf einer gegen den obersächsischen Despotismus in Sprachfragen gerichtete „republikanische“ Sprachnorm orientiert sich an den sprachkundlichen Überlegungen der schwäbischen Sprachwissenschaftler Fulda, Hartmann und Nast. Mit ihnen teilte Lenz die kulturkritisch inspirierte Furcht vor der Ausbreitung französischer Verhaltens- und Denkweisen und die Forderung nach einer Rückbesinnung auf alte deutsche Sitten. Durch die Formulierung einer alternativen Norm des Hochdeutschen, welche die in den unteren Schichten erhaltenen älteren Sprachformen zum Maßstab des Richtigen machte, glaubten die schwäbischen Sprachkundler und Lenz Einfluss auf die kulturelle Entwicklung Deutschlands nehmen und eine Stärkung des deutschen Nationalcharakters bewirken zu können.

Joachim Scharloth (Zürich)